

arbeitenden Volke, wie man etwa sagt, eine Vertretung zu geben. Aber auf konservativer Seite beschloß man aus irgendwelchem Grunde, einen — wie ich meine — von den Demokraten (mit denen man doch in Allianz war!) aufgestellten Raminfeger nicht anzunehmen, und man stellte einen eigenen Kandidaten auf.

Wie hätte mir das doch gleichgültig sein können! Was liegt schon an einer Bezirksrichterersatzmanns-Kandidatur! Und doch! Mir hatte es nun einmal der „Mann des Volkes“ als Symbol gegen die „hohen Bonzen“ (wie man heute etwa sich ausdrücken würde) angetan, und ich beschloß Rache.

Jetzt war der Moment gekommen, wo es mir berechtigt schien, in jugendlich unreifer Weise meinen eigenen Weg zu gehen und all das abzureagieren, was sich an Widerständen in mir gesammelt hatte. Irgendwie konnte ich es richten, daß in der Nummer, die für die Wahlschlacht die entscheidende war, überhaupt kein Wort für den konservativen Kandidaten stand. Wie das möglich war, weiß ich heute nicht mehr. Offenbar waren die Leute auf einen solchen Streich in keiner Weise gefaßt. Die Regie war mangelhaft. Ich spazierte an jenem Nachmittag an den Bodensee hinunter und ließ sich die Schlacht austoben. Es wurde dann am folgenden Tage eine Extranummer des „Fürstenländer“ ausgegeben, mit der aber der Redaktor nichts zu tun hatte, weil er in Gossau nicht aufzufinden war. Er kam erst Montags wieder.

Das war unerhört. Erbitterung erfaßte die Gemüter. Der Kerl muß fort. Die konservative Presse verurteilte, recht zurückhaltend. Denn mir scheint, daß der Staub'sche Gossauer Kurs auch anderwärts nicht sehr beliebt war. Aber sie verurteilte immerhin. Die liberale Presse frohlockte, hob den Mut des jungen Mannes hervor, dem das Lob natürlich in die Nase stach. Baumberger in Zürich verteidigte mich. Staub

gehörte auch nicht zu seinen Freunden. In Gossau aber war meines Bleibens nicht mehr.

Der alte, freundliche Herr Cavelti bat mich ins Bureau und meinte, es sei wohl besser, wenn wir uns trennten. Ich sagte, diesen Eindruck hätte auch ich. Ob ich zufrieden sei, wenn er mir das Gehalt noch für drei Monate zahle? Ob ich zufrieden war? Donnerwetter, auf solches Entgegenkommen hatte ich gar nicht gerechnet! Strich die vierhundertfünfzig Franken ein, schüttelte den Staub von den Füßen und war ein freier Mann. —

Ich atmete auf. Die andern wohl auch.

Meine Mutter nicht. Sie schlug die Hände überm Kopf zusammen, als ich ihr am Abend die Mitteilung machte.

„Ich habe mir's doch gedacht, daß wir nicht lang beieinander sein werden, nicht nur wegen deiner Liebesgeschichte, mit der du wohl noch ein paar Jahre hättest warten können, sondern auch sonst. Du bist ein Brausekopf. Jetzt bist du ruiniert. Und was kostet jetzt der Umzug wieder! Ich will wieder nach St. Gallen. Im Grunde hat mir dieses Nest ja auch keinen Tag gefallen, und ich bin nur froh, daß ich immer ins Geschäft zum Schäfer gegangen bin.“

Ich gab der Mutter 250 Franken. Das werde für den Umzug und so weiter schon ausreichen, und ging wohlgemut auf die Arbeitsuche.

Ich lenkte meine Schritte zur Nebtestadt Wil.

Blick in weites Land und eine kleine Stadt

Wenn man von St. Gallen westwärts fährt, so hebt sich an einem schönen Sommerabend bei sinkender Sonne nach der Station Uzwil die Silhouette eines Städtchens aus dem

abendlichen Rot. Des Morgens aber leuchtet seine berganliegende Häuserfront hell ins Land hinaus.

Das ist Wil, die alte Nebtestadt.

In Gofau las ich jede Woche zweimal den „Wylter Bote“. Der war bald gelesen. Er hatte nämlich keinen Redaktor. Es war das parteioppositionelle Organ gegen den ebenfalls konservativen „Wylter Anzeiger“.

Dorthin lenkte ich meine Schritte, zur alten Nebtestadt und zum Verleger des Blattes. Er hieß Frey. War seines Zeichens natürlich Buchdrucker, hatte einen dunklen, langausgezogenen Schnurrbart, sprach aargauische Mundart und hörte mich an. Ich wäre bereit, zu ihm zu kommen. Gleiche Konditionen wie in Gofau. Wir wurden überraschend schnell einig.

Ich weiß nicht mehr genau, wieso es so rasch ging. Ich glaube fast, Georg Baumberger hat es ihm beigebracht, daß ich trotz der Vorkommnisse in Gofau sozusagen eine Akquisition sei. Wenigstens hat mir Baumberger, als die Sache perfekt war, gratuliert und gesagt, Wil, das sei etwas für mich. Da sei eine bessere Luft als in Gofau. Und wenn die Wiler erst noch merkten, daß ich Musik verstehe! In Wil dürfe einer ein halber Anarchist sein, wenn er nur ein Musiker sei.

Ich war glücklich, von Gofau erlöst zu sein, schaute mir das Städtlein an, saß in der Nebtestadt, trank ein gutes Bier, sann gegen den Wiler Berg hinauf und ging auf die Budensuche.

Ich fand eine, und was für eine!

Direkt neben dem Hof, an der höchsten Stelle der Stadt, grad über einem Toreingang lag sie. Witwe Schönenberger und ihre Tochter bewohnten das alte, häßliche Haus. Ihnen war es recht, daß ich das große Zimmer weit oben nahm, und

ich konnte mich kaum von ihm trennen. Da sah ich die Säntisfette und das weite grüne Land und Wald und blauen, frohen Himmel. Und draußen vor dem Haus war ein schöner, alter Platz, und waren Lauben mit putzigen, kleinen Läden, niedern Büdelein mit Handwerksleuten bevölkert, und mitten auf dem Platze stand ein wunderschönes, prunkvolles, altes Herrenhaus. Das war nicht mehr Gofau. Da ließ sich wohnen. Da brauchte man nicht mehr auf dem Bahnhof zu stehen, um den Halbfuhr-Schnellzug durchfahren zu sehen und ihm die Sehnsucht ins Weite aufzugeben, bis er gegen Winkeln hin unsichtbar wurde...

Ich war jetzt also Redaktor in Wil.

Nein in Wyl. Denn damals hatte es noch ein Ypsilon.

Das Ypsilon im Kopfe des „Wylter Boten“ gefiel mir nicht. Der Haken unter der Linie hatte so etwas unfähig Zöpsisches an sich. Niemand weiß, was das für ein kleines Städtchen bedeutet, ob Ypsilon oder i. Das mußte ich erfahren, als ich mit dem Verleger Frey über meine Absicht sprach, das Ypsilon durch ein i zu ersetzen. Zuerst blies er die Backen auf, daß er noch dicker wurde im Gesicht. Er war entsetzt. Aber dann beruhigte er sich wieder. Er wollte es sich überlegen. Offenbar fragte er herum und kam mit vielen Einwänden wieder. Ich widerlegte sie. Er wich zurück und überlegte wieder. Fragte wieder herum... aber schließlich habe ich das Ypsilon doch weggebracht! Es war mein erster Sieg in Wyl, nein jetzt: Wil.

Wiederholt bekundete Frey die Absicht, wieder das alte Klischee mit dem y hervorzuholen. Es habe wegen des i ein Abonnent zum „Anzeiger“ hinübergewechselt. Dann mußte ich von vorne wieder — ein wahrer Don Quixote! — gegen das y anstürmen, bis ich endgültig Sieger blieb.

Und schrieb jetzt also den „Wiler Bote“.

Ja wohl, ich habe ihn geschrieben. Kein Mensch sagte mir etwas von Honoratioren, zu denen ich gehen müsse. Und mir war wohl. Wie von einem Alp befreit war ich da oben in meiner lustigen Bude zwischen Büchern und Zeitungen und sog mir die Weisheit aus den Fingern und aus dem blauen Himmel, fragte den Sántis um seine Meinung und war frohgemut.

Fand auch allerhand liebe Leute im Städtlein, von denen heute niemand mehr etwas weiß, und an die vielleicht selten einer denkt. Denn es sind ja gegen dreißig Jahre her. Und ihrer möchte ich hier gedenken, bevor ich auf meine Schreiberei, inneren und äußeren Erlebnisse in Wil und auf meine Bude zu sprechen komme.

Ich erinnerte mich, daß in Wil Lehrer Adolf Kessler wohnte, zu dem ich einst wegen meiner Lausbubereien hätte verbannt werden sollen. Den Mann wollte ich kennen lernen. Er wohnte im Schulhaus, oben bei der Kirche. Von weitem sieht es aus wie der Flügel eines Klosterbaues.

Man zog einen runden Glockentopf aus gleißendem Messing. Es öffnete eine kleine Frau mit einem klugen Gesicht. Der Herr Lehrer sei da, sagte sie, und sie führte mich in eine Stube. In dieser Stube saß, in Rauchwolken gehüllt, einen Krug Bier vor sich, Lehrer Kessler auf einem Kanapee mit einem schwarzen Leder- oder Wachsstuchüberzug. Langsam und bedächtig stand er auf und ging dem Gast entgegen. Ich sei der neue Redaktor, stellte ich mich vor, und wir seien eigentlich alte Bekannte. Denn ich hätte einmal zu ihm in Erziehung kommen müssen. Er schaute mich hinter seinen scharfen Brillengläsern gütig an, strich über seinen verwilderten Schnauz, stellte mir einen Stuhl her und bot mir gleich Bier an. Er war klein und mit einem behäbigen Bäuchlein begabt. Alles an ihm war Freundlichkeit und Güte.

Der erste Besuch war kurz. Aber ich kam wieder und wieder. Jede Woche ein- oder zweimal. Außerordentlicherweise immer dann, wenn ich irgendwelche Sorgen hatte; also öfters. Ueber die konnte man mit Kessler sprechen. Er kannte in Sonderheit die Wiler alle beim Namen und nach ihrem Charakter; denn die, welche in den besten Jahren standen, und die Jungen waren alle durch seine Hand gegangen. Er konnte mir diesen und jenen Wink geben. Ein politischer Mensch war er nicht. Er hielt sich von all diesen Dingen fern und bewahrte sich seine eigne und unabhängige Stellung, wie es ein Lehrer eigentlich tun sollte. Er war nicht konservativ und nicht liberal und nicht Sozialist; aber deswegen trug er keineswegs auf beiden Schultern, sondern er machte sich über alles sein eignes Bild, nahm das Gute, wo er es fand, als solches an und sah weit, weit über den Augenblick hinaus.

Ein viel belesener Mann. Schrieb kulturgeschichtliche Erzählungen und Skizzen und war dadurch bemerkenswert, daß er wußte, daß man nichts wissen kann im Vergleich zu dem, was man wissen sollte. Das machte ihn groß und bescheiden. Er hatte es gar nicht nötig, Gesellschaft zu suchen. Er hatte die beste in seinen Büchern und in den Schulkindern, in seiner Frau und der kleinen, feinen Tochter, die jetzt bei schwarzbescheierten Klosterfrauen ihr Leben verbringt. Hefte um Hefte an Notizen und Auszügen häufte er. Aber nicht totes Material; er wußte alles zu beleben und zu verwenden.

Er war ein Poet. Keiner, der im Dichteralbum steht und keiner von denen, die in den Literaturgeschichten verzeichnet sein werden, aber einer, der aus seinem eignen Leben ein dichterisches Kunstwerk zu machen versteht, so klein und spießbürgerlich es aller Welt vorkommen mochte.

Und an der Wand hing ein Schatz, auf den er stolz war. Wenn ihr wissen wollt, wo des unglücklichen Nikolaus Lenau

Tabakpfeife ist, so müßt ihr dem Nachlaß von Lehrer Reßler nachspüren.

Du guter Lehrer Reßler! Deine innerlich bewegte Stimme höre ich noch. Ich seh' dich noch, immer Kinder an der Hand, begrüßt von allen, wie du über den Hofplatz deinen Gang zu einem stillen Glas Bier tatest, vor dem du vergnügt deine Pfeife rauchtest. Oder wie du in deiner Stube saßest und mir zuhörtest, oder ich dir. Deine Frau saß still auf einem Stuhl und strickte unermüdlich, machte dann und wann für Augenblicke das Fenster auf, wenn der Qualm gar zu dicht wurde. Dann blickte von fern her der Sántis herein. Ich danke dir, du guter Mann, der du längst bei den Toten weilst, für so manche stille Stunde, für manches verstehende Wort, das ich sonst nirgends fand, und danke dir namentlich auch dafür, daß du dich nicht abwandtest von mir, als ich Wege ging, die dir fremd waren. Du warst ein ganz großer Christenmensch, so klein du warst. Ich glaube, bei dir wäre der Lausbub, den sie seinerzeit dir zuschieben wollten, gut aufgehoben gewesen. Du hast ihm später noch mancherlei mitgegeben, was er nicht vergessen hat.

Und andre Freunde hatte ich! Da war Buchbinder Sailer. Er hatte einen kleinen Laden und bei ihm kaufte ich meinen Papierbedarf ein. Bald bediente er, bald seine Frau, bald eine Tochter. Ich war keiner, der ins Wirtshaus hocken konnte und mußte sonst irgendwie Anschluß suchen. Die Leute gefielen mir. Mit dem einen oder andern Spaß machend, fühlte ich mich dort heimisch. Bald luden sie mich in die Wohnung ein. Oder ich hockte mich auf die Werkbank des langen, mageren, ein wenig gebückten Vaters Sailer und sah ihm zu, wie er Bücher einband. Die Butike ging hinten hinaus auf den Weiher, der zwischen Wilerberg und der Stadt liegt. Vorgärten ziehen sich sanft zu ihm hinunter. Sonne lag in

den Fenstern. Dort war gut sein. Und es war auch gut sein oben in der Stube. Die ging auf die Marktgasse hinaus. Wir spielten allerhand Familienspiele. Zwischen den Fenstern, aus Sauborsten kunstreich gestaltet, schwebte eine Ewige Unruhe, die bei jedem Windlein sich bewegte. Da saßen wir zu Dritt. Wir führten keine hohen Gespräche und auch keine politischen. Es war ein behagliches Zusammensein und Geborgensein.

Unbehaglich wurde es mir erst, als eines Tages ein Tschingeli da war. Ein heillos nettes Mädchen, etwas älter als ich, mit großen, glänzenden Augen und blauschwarzen Haaren. Einmal gingen wir miteinander auf die Zinne und schauten übers Land hinaus. Wir gaben uns die Hand beim Hinaufsteigen. Die letzten Stufen waren steil, und wir hielten uns etwas fester als nötig und etwas länger. Mein Herz schlug heftig und ich merkte, es sei etwas im Anzug. Wir sind dann still droben in der Abendsonne gestanden. Vater Sailer kam bald hintennach. Es war gut, daß er kam. Sonst weiß der Himmel, was sich angesponnen hätte. Denn junge Herzen sind feurig, und auch wenn man so halbwegs verlobt ist, hilft oft alles nichts: das Herz brennt durch. Es ist mir ja auch später mehr als einmal durchgebrannt, als ich mehr als verlobt war. — —

Jetzt ist jenes Tschingeli irgendwo im Wallis längst verheiratet und hat Kinder und ich bin Großvater. Aber es ist mir heute noch so, als ob ich auf jener Zinne von Sailers Haus stehe. Ich meine, es sei auch erst gestern gewesen, wie wir in der Stube zusammensaßen beim Tassen, und ich in später Nacht unter den Bögen mit hallenden Schritten zu meiner Behausung schritt. Und doch ist Sailer schon lange tot.

Nicht schweigen kann ich von meiner Hausfrau, der Witwe Schönenberger und ihrer Tochter. Man wähne nicht, es handle

sich etwa um eine drohende Liebesgeschichte, wie bei Sailer, wo „sie“ durch eine Wallfahrt rechtzeitig gebremst hat. Die Reize der Witwe und ihrer Tochter gehörten längst der Vergangenheit an, sofern überhaupt einmal welche vorhanden gewesen sein mochten. Doch waren es liebe, gute Menschen. Daß ich ihnen etwas näher gekommen bin, daran ist ein großer Zylinderofen in meiner Turmbude und Hafertakao schuld.

Man kann sich denken, daß ich mit hundertfünfzig Franken im Monat (meine Lasten und Verpflichtungen eingerechnet) auch in Wil keine großen Sprünge machen konnte. Die halbe Zeit verpflegte ich mich selbst. Die andre Zeit ging ich wenigstens zum Mittagessen in den „Aldler“, auf dessen Dach ich in den mageren Tagen sehnächtig hinuntersah.

Die Geschichte mit dem Ofen und dem Takao passierte in einer Periode der Selbstverpflegung. Ich war so auf dem Trockenen, daß ich mir die Milch zum Hafertakao einsparen wollte. Um der Sache aber doch etwas Kraft zu geben, beschloß ich, in die bräunlich angegossene Brühe noch etwas Reis hinein zu geben. Reis ist billig. Es geschah. Der Hafertakao kochte schon lange auf dem Spiritusapparat; aber der Reis blieb unten liegen. Die Körner quollen nicht auf. Schließlich dachte ich, man habe Zähne zum Beißen. Doch war das ganze ein so fürchterlicher Fraß, daß ich ihn stehen lassen mußte. Allein die Tatsache, daß die Brühe da war, bildete für sich schon eine Verlegenheit. Fräulein Schönenberger kam in den Zeiten, in denen ich mich selber verpflegte, immer mein Geschirr abholen, auch den Kochapparat, um alles zu reinigen. Ich schämte mich meiner Kocherei. Sie sollte nicht in die Geheimnisse meiner Selbstverpflegung eindringen. Was tun? Auf die Straße leeren ging nicht, denn es war heller Tag. Der Zugang nach einem gewissen Orte führte

durch die Küche, in der die beiden Frauen die meiste Zeit waren. Guter Rat war teuer. Ich sah mich nach Gelegenheiten um. Rasch entschlossen leerte ich die ganze Sauce in die Aschenschublade des Zylinderofens hinein. Nachts würde ich sie dann an stillem Orte ausleeren. Aber wehe! Hafertakao ist flüssig — und ein Bächlein ergoß sich links und rechts aus dem Ofen über dem Fußboden, schmutzig-braun; nur der unglückselige Reis blieb zurück.

Nun war ich doppelt und dreifach im Elend. Schließlich mußte ich doch das Fräulein Schönenberger bitten, mit einem Lumpen zu Hilfe zu kommen — und von da ab sorgten die beiden guten Frauen in den Zeiten der Selbstverpflegung wenigstens dafür, daß ich nicht mehr Hafertakao mit Reis bekam; sie kochten mir Milch und Kaffee und dergleichen billige Dinge, von denen sich in der Ostschweiz ja nicht nur Redakteure ernährten, sondern viele andere Leute, die schwerer arbeiten mußten. Und sie luden mich in die gute Stube ein, wo wir manches Stündlein beisammen saßen. Von dort aus haben wir zusammen auch jene unvergeßliche totale Sonnenfinsternis, die ins Jahr 1905 fiel, bewundert. Das ganze Städtlein und das weite Land waren in Violett getaucht, die Vögel flatterten ängstlich herum und die Hunde verkrochen sich. Wir aber ließen das berußte Glas von Aug' zu Auge gehen, der blutjunge Redaktor, die alte Frau Schönenberger und ihre gute Tochter.

So waren ein paar Leute in Wil meine Gesellschaft. Lauter kleine Leute, aber anderer Art als jene, zu denen ich mich in Gossau gefunden hatte.

Das Städtchen Wil war mir wirklich ans Herz gewachsen. Die kleinen Vorgärten, das Frauenklosterlein vor den Toren, das ganze Land ringsum, die schmalen Häuser der alten Stadt, der wuchtige Hofbau, all das machte mir sein ganzes

Wesen vertraut. Das merkte ich so recht, als es sich um ein großes Fest handelte: die Einweihung des neuen Schulhauses. Es steht unten, nahe beim Bahnhof, und ist ein Schulhaus, wie man sie eben zu jener Zeit baute. Aber es war alles festlich gestimmt, mit fieberhaften Vorbereitungen, mit Kinderfreude und Flaggen Schmuck, auch mit ein paar vorzeitigen Festivitäten in den Hinterstuben nach der Polizeistunde. Mich riß der kleinstädtische Festtaumel mit, und ich glaube, der Bericht, der im „Wiler Bote“ nachzulesen wäre, gehört nicht zum schlechtesten, was jemals in Wiler Zeitungen stand. Gedankt hat mir niemand; aber es war nicht notwendig. Der Bericht freute mich als etwas Gelungenes an sich.

Auch die außerwilerischen Angelegenheiten begannen mich zu interessieren; so verwuchs ich nach und nach von Wil aus mit der Welt.

Ich schrieb über Baumbergers Festspiel zur Zentenarfeier in Appenzell mit einer Wärme, als ob der „Wiler Bote“ in Appenzell dreitausend Abonnenten gehabt hätte. Eine Nationalratswahl im Unterrheintal, wo es um Zurburg gegen einen andern konservativen Kandidaten im Borgeplänkel ging, lag mir so am Herzen, als ob ich in jenem Wahlkreis gewohnt hätte. Ob die neue Othmarskirche in St. Gallen einen Turm oder einen Dachreiter bekommen sollte, beschäftigte mich ebenfalls eingehend. In der scharfen Kampagne um das neue Wirtshausgesetz war ich energisch auf der Seite der Gegner der Beamtenwirtschaften. Als das Schillerjubiläum fällig war, schrieb ich unter anderm den Satz: Wenn Schiller heute (d. h. also vor dreißig Jahren) leben würde, wäre er Sozialist. Das war ohne Zweifel richtig. Aber es hatte natürlich eine ganz bedenkliche Wirkung auf meine Leser, die den Satz nicht verstanden und mich nun für einen Sozialisten hielten. Die aufkeimende vielseitige Beziehung zum Leben, in

die ich hineingeriet, war für mich überhaupt nicht unbedenklich: ich mischte mich in alles und jedes und hatte für alles ein Urteil bereit. Bald war dies richtig, bald war es falsch. Aber eine Meinung hatte ich zu allem und wurde dadurch aller Orten unbeliebt. Wenn man nämlich beliebt werden will, muß man die Leute machen lassen und nur in ganz gleichgültigen Sachen eine Meinung haben, nur hintenherum operieren und jederzeit bereit sein, wie ein Chamäleon seine Farbe je nach der Umgebung zu wechseln. Das Rezept ist heute noch sehr viel gebraucht. Aber nach und nach verliert es etwas von seiner Wirkung. In kritischen Zeiten ist es nämlich unzulänglich.

Damals waren freilich keine kritischen Zeiten, sondern es stand alles in Blüte und man mußte nach Ereignissen eigentlich fahnden. Da wog man die Worte, die man las, noch ganz anders als heute. Da wurde man nicht müde, ein Thema hin- und herzuwälzen, bis es wasserdünn ausgewalzt war. Denn es gab so gut wie keine Probleme. Friede herrschte auf der ganzen Welt. Die Wirtschaft ging, von gewissen, immer wieder auftauchenden Krisen abgesehen, herrlich aufwärts. Da war nur eines, was aufreizend und beunruhigend in den Kessel des Wohlbehagens fiel, in dem man behaglich schmorte: die Arbeiterfrage.

Mit der sollte ich nun allerdings gerade im stillen Städtchen Wil in Fühlung kommen, und diese Fühlung war für mich recht bedeutungsvoll. Für mein ganzes künftiges Leben spielt die Arbeiterfrage eine solche Rolle, daß ich mich über das, was in diesem Punkt sich in Wil abspielte, etwas eingehender auslassen muß.